

# **Engagiert für Räume von Jugendlichen – Ein Gespräch mit Marietheres Waschk**

Marietheres Waschk arbeitet bei einem Träger von 20 Kinder- und Jugendeinrichtungen in Köln und beschäftigt sich seit Jahren mit der offenen Jugendarbeit. Im Bündnis Recht auf Spiel setzt sie sich als Beirätin für mehr Freiräume und Beteiligung von Jugendlichen ein.

Im Interview spricht sie darüber, wie Jugendliche urbane Räume nutzen und sich aneignen, welche Rolle Jugendzentren spielen und warum die Beteiligung von Jugendlichen notwendig ist.

## **1. Wie nutzen ältere Kinder und Jugendliche urbane Räume, wenn der klassische Spielplatz nicht mehr so attraktiv ist, und welche Bedürfnisse und Anforderungen bringen sie dabei mit?**

Jugendliche nutzen immer noch gerne den analogen Raum, viele aber auch den digitalen Raum. Diesen muss man mittlerweile als Sozialraum wahrnehmen – dort wird viel geredet, dort wird sich verabredet, um sich im urbanen Raum zu treffen.

Wenn Jugendliche aus dem Spielplatzalter herausgewachsen sind, haben sie kaum eigene Plätze. Das Wichtigste für Jugendliche ist, dass sie einen selbstbestimmten Raum haben. Einen Raum, den sie nach eigenen Regeln mit ihren Freund\*innen nutzen und selbst gestalten können. In einer dicht bebauten Stadt wird das zunehmend schwieriger, da Jugendliche wenig Lobby haben.

Für die Entwicklung ist es sehr wichtig, mit der eigenen Altersgruppe zusammen zu sein und sich zu treffen und gemeinsam diese Lebensphase zu durchlaufen. Dadurch eignen sich Jugendliche unterschiedliche Räume an, die oft eigentlich eine andere Funktion haben: Abends wird der Spielplatz, der tagsüber für kleinere Kinder gedacht ist, zum Treffpunkt. Genauso sind es die Bushaltestelle, der Park, die U-Bahn-Station oder das Einkaufszentrum, das Jugendliche als Ort zum Abhängen nutzen.

Eigens für Jugendliche angelegte Räume entstehen meist erst dann, wenn die von ihnen angeeigneten Räume für den Rest der Bevölkerung als unpassend wahrgenommen

werden. Ein klassisches Beispiel aus Köln: Die Domplatte lädt Jugendliche zum Skaten ein, da sie einen guten Untergrund dafür hat. Die Jugendlichen waren mitten im Touristenviertel aber nicht erwünscht, weswegen man lange überlegt hat, wo eine Ausgleichsfläche geschaffen werden könnte. Es wurde ein Skatepark angelegt, der gut sechs Kilometer vom Dom entfernt ist. Dieser wird genutzt, da skatende Jugendliche relativ mobil sind.

Im Endeffekt ist es häufig so, dass Jugendliche bei der Stadtplanung wenig mitgedacht werden. So werden dann eben andere Räume angeeignet. Für Kinder gibt es meist spezifische Räume, aber Jugendliche werden irgendwann abgehängt. Dabei sind ihre Streifräume, also die Gebiete, durch die sie ziehen, viel größer als die eines Kindes.

Welche Bedürfnisse und Anforderungen bringen Jugendliche mit? Das zentrale Bedürfnis ist wirklich der selbstbestimmte Raum – oft auch ein Bewegungsraum – einen Raum, den sie selbst gestalten können, mit eigenen Regeln. Dazu kommt der Wunsch einen Footprint zu hinterlassen. Schauen wir uns die Graffiti-Szene an, die im Jugendbereich groß ist. Es geht also auch darum, eine eigene Sache da zu lassen und den Raum als eigenen Raum oder Treffpunkt einer Gruppe zu markieren.

In der Nähe einer unserer Jugendeinrichtungen gibt es einen kleinen Kreisverkehr mit einer Verkehrsinsel, die sich die Jugendlichen über Generationen hinweg angeeignet haben. Sie haben sich immer die “Eierplätzchen-Crew” genannt, da an dem Ort früher ein Eierstand war. Wenn eine Generation ausstieg, war die nächste Eierplätzchen-Crew schon da. Das hat keine\*r groß hinterfragt, weil sie sich dort trafen, nicht zu laut waren und einfach ihren Raum hatten.

Dieses “Wir haben unseren eigenen Platz, den wir nach unseren Regeln bespielen können”, das ist total wichtig. Diese Selbstbestimmung, zu wissen, mit wem man sich trifft und was man dort macht oder eben nicht macht. Manchmal ist es auch nur ein Ort, an dem man abhängen möchte, weil es vielleicht zu Hause zu eng ist.

## **2. Inwiefern werden diese Bedürfnisse aktuell im öffentlichen Raum bedient oder auch eingeschränkt? Wo gibt es förderliche Strukturen und wo liegen die größten Defizite?**

Es gibt durchaus kleine Rebellionen, wo Jugendliche aufstehen und zeigen: Wir brauchen mehr Raum für uns, mehr Raum für unsere Art der Fortbewegung – Fahrrad, manchmal E-Scooter, aber jedenfalls nicht das Auto. Ein Beispiel hierfür ist die Kidical Mass.

Jugendliche müssen gerade wirklich aufstehen und verdeutlichen, dass sie bestimmte Sachen brauchen.

An Orten mit erhöhtem Jugendhilfebedarf passiert auch einiges, zum Beispiel wird Inliner-Hockey auf der Straße gespielt, weil es keine entsprechenden Orte und keinen Platz für die Jugendlichen gibt. Das ist nicht Sinn der Sache und oft nicht ungefährlich. Wenn die Jugendlichen weggeschickt werden, kann es passieren, dass hinterher Autos zerkratzt sind, weil sie nicht wissen, wohin mit ihrer Wut. Wenn Jugendliche keine Räume haben, kann es zu solchen Situationen kommen.

In Köln-Porz zum Beispiel wurde neben einer S-Bahn-Haltestelle inzwischen ein echter Freizeitbereich für Jugendliche eingerichtet, mit einem Pumptrack und Calisthenics-Anlagen, die wirklich auf Jugendliche und junge Erwachsene ausgerichtet sind. Wir hätten gerne einen Skatepark gehabt, aber der wäre zu nah an der Bebauung, weshalb es Bedenken wegen des Lärms gab. Hierbei wurden die Jugendlichen endlich mal beteiligt. Es ist das größte Defizit auf struktureller Ebene, dass die Beteiligung und die Forderungen der Jugendlichen nicht ernst genommen werden. Dabei sind sie Expert\*innen ihrer eigenen Lebenswelt. Wir können alles erahnen, vermuten und bedenken, aber am Ende sind es die Jugendlichen selbst, die genau wissen, was sie brauchen. Es ist ganz wichtig, dass es niedrigschwellige Wege in die Politik und Verwaltung gibt. Das Allerschönste wäre es, wenn es dann auch relativ zügig umgesetzt werden könnte.

Für mich ist es das größte Defizit auf struktureller Ebene, dass Jugendliche selten mitgedacht und gefragt werden. Wir haben in Köln das Glück, dass unsere Stadt sich vorgenommen hat, eine Kinderfreundliche Kommune zu werden. Leider ist die Umsetzung noch schleppend, aber wir sind auch eine Millionenstadt. Es gibt aber Leute, die genau wissen, dass Jugendliche beteiligt werden müssen. Das Schöne ist, dass sich die Jugendlichen bei diesem "Misch-MIT-Prozess" immer wieder einbringen können. Wir haben eine Gruppe, die seit 4 Jahren stetig mit im Rathaus sitzt und ihre Meinung sagt. Das ist schon großartig, wenn man mitbekommt, dass jetzt etwas passiert.

Wenn man Flächen betrachtet, ist es zum Beispiel so, dass Schulen nicht mehr verkleinert oder rückgebaut werden, wenn der Boom der Generationen dann weg ist, , damit wieder Flächen – auch für Jugendliche – zur Verfügung stehen. Der Raum für Jugendliche ist im dichten Stadtgefüge kaum vorhanden, außer für diejenigen, die äußerst mobil sind und an die Stadtgrenze fahren können. Das ist auch ein großer Punkt, dass bestimmte Stadtteile gut angefahren werden können, während die mit erhöhtem Jugendhilfebedarf räumlich fast abgeschnitten sind. In Köln gibt es den Kölnberg, in dem ein hoher Jugendhilfeindex existiert und der ist räumlich abgeschnitten. Es gibt eine

Buslinie, die in die Innenstadt fährt. Jugendliche müssen also gut selbstorganisiert sein und das sind sie in der Regel dort nicht.

Raum muss geplant sein. Raum muss aber auch adaptiert werden dürfen, denn wenn es keinen zusätzlichen Raum gibt, muss der vorhandene genutzt werden. Deshalb sollte er nicht nur für Kinder und Senior\*innen offen sein, sondern genau für die kritische Phase dazwischen, die Jugendlichen.

### **3. Welche Bedeutung haben Jugendzentren/Jugendtreffs für Jugendliche?**

Jugendzentren und -treffs bedeuten in allererster Linie eine elternfreie Zone. Sie sollen Orte sein, in denen die Jugendlichen mitbestimmen und in denen sie sagen können, was sie brauchen, gerne hätten und so Einfluss auf die Programmstruktur nehmen. Das bedeutet nicht, dass ein Jugendzentrum ein "Wünsch-dir-was-Raum" ist, sondern ein Ort, in dem alle Besucher\*innen einen Konsens finden.

Es soll ein Raum sein, wo sehr viel Selbstbestimmung und non-formale Bildungsprozesse stattfinden, die in Form von Angeboten oder Gesprächen erfolgen. Damit werden Fähigkeiten und Fertigkeiten erlernt, aber auch politische Dinge, wie Demokratiebildung oder wie man sich mit den eigenen Bedarfen in städtischen oder anderen Strukturen einbringen kann. Das soll erfahrbar werden. Eines unserer Querschnittsthemen ist die Partizipation. Das heißt, Jugendliche sollen daran beteiligt werden, worum es den ganzen Tag gehen soll.

Die Angebote müssen sozialraum- und bedarfsorientiert sein. An Orten mit hohem Jugendhilfebedarf kriegen Kinder zum Beispiel kein warmes Mittagessen, keine Unterstützung bei den Hausaufgaben. Aber auch Jugendliche aus Stadtteilen mit vielen Bildungsbürger\*innen haben ein Recht auf non-formale Bildung.

Das Schöne ist, dass die meisten Jugendlichen schon über den Tellerrand hinweg schauen können. Wir hatten eine Jugendgruppe in der Kölner Innenstadt, die eine Fußballfläche fotografiert und eine Fotoausstellung zu den schlechten Bedingungen dort gemacht hat. Die Fläche wurde die Kuhle genannt, da sie bei jedem Regen unter Wasser stand. Mit den Fotos sind sie dann zur Bezirksvertretung gegangen und haben gesagt: "Das geht nicht, da spielt keine\*r mehr drauf, macht das besser!". Tatsächlich haben sie das durchbekommen. Bei der Eröffnung der neuen Fläche waren die Jugendlichen, die das durchgesetzt haben, gar nicht mehr dabei, da sie mittlerweile mit dem Studium begonnen hatten, weil die Prozesse so lange dauern. Trotzdem haben sie den non-

formalen Prozess mitbekommen: Sie sind hingegangen, haben Fotos mitgebracht, sich erklärt und es passierte tatsächlich etwas.

Die Bilder dieser Aktion hängen heute noch in der Einrichtung. Wenn die Menschen, die sie gemacht haben, vorbeikommen, zeigen sie immer auf die Fotos. Für die jüngeren Besucher\*innen hat das eine Vorbildfunktion. Es steckt natürlich viel mehr an, wenn andere Jugendliche das gemacht haben, da man sich selbst mehr damit identifizieren kann.

Ein weiteres gutes Beispiel liefert das ENBE Jugend- und Gemeinschaftszentrum Neubrück. In einem strukturell benachteiligten Stadtteil wollten Jugendliche einen Skatepark in ihrem Sozialraum haben, dieser wurde ihnen jedoch zunächst verwehrt. Anstatt aufzugeben, gründeten sie eine Crowdfunding-Kampagne und begannen, das Außengelände des Jugendzentrums selbst umzugestalten. Mit Unterstützung der pädagogischen Fachkräfte bauten sie über zweieinhalb bis drei Jahre hinweg in Eigenarbeit einen Skate- und Kickpark auf dem Gelände. Das zeigt, was möglich ist, wenn Jugendliche ihre Eigeninitiative entfalten können. Besonders ist zudem, dass es kein abgeschlossenes Vorhaben ist. Immer wieder kommen Jugendliche und ergänzen etwas: eine neue Half-Pipe, ein Pumptrack daneben, weitere Details. Damit hinterlassen die Jugendlichen kontinuierlich ihren Fußabdruck.

Jugendzentren sind eine Brücke zwischen den Bedarfen der Jugendlichen sowie Politik und Verwaltung. Wir nehmen sie ernst und unterstützen sie, ihre Anliegen weiterzutragen. Wir sind oft nicht die entscheidenden Orte, das sind andere Institutionen, aber wir können ein Bindeglied sein. Die größte Aufgabe von Jugendzentren auf der Fachkräfteebene ist es, Netzwerke zu schließen. Für die Jugendlichen ist das wichtig: Ich komm an, ich habe Ansprechpartner\*innen, ich habe einen Raum, ich habe Zeit, ich habe im Notfall auch eine Grundversorgung da.

Interessant ist es auch in den urbanen Raum zu blicken. Jugendliche haben kaum Räume und mit Jugendzentren schafft man einen Raum, der nur für sie ist. Es sind zwar Fachkräfte vor Ort, aber deren Job ist es, mit den Jugendlichen gemeinsam zu gucken, welche Räume im Jugendzentrum auf welche Weise durch sie annektiert werden können.

**4. Welche zentralen Prinzipien sind besonders wichtig für die offene Jugendarbeit und weshalb ist dieses Angebot so wichtig für Jugendliche?**

Die Prinzipien sind Freiwilligkeit und Offenheit. Das kann auch mal spannend werden. Wir haben eine Einrichtung, in deren Sozialraum viele Geflüchtete leben. Wenn dann Themen wie Krieg oder der israelisch-palästinensische Konflikt aufkommen und Jugendliche mit sehr unterschiedlichen Hintergründen aufeinandertreffen, muss man gut schauen, wie das passt. Aber auch dort gilt: Es gibt ein klares Regelwerk und alle sind willkommen.

Die Arbeitsprinzipien sind zudem Partizipation und Sozialraum- sowie Bedarfsorientierung. Das bedeutet, dass die Jugendlichen mit ihren unterschiedlichen Bedürfnissen in unsere Einrichtung kommen und wir Pädagog\*innen den Rahmen schaffen, sodass sie selbst ins Handeln kommen und ihre jeweiligen Anliegen umsetzen können.

Eine große Zielformulierung ist auch immer die Demokratiebildung weiter zu fördern. Jugendliche sollen mitbekommen, dass es möglich und wichtig ist, Einfluss auf Politik und Verwaltung zu nehmen. Es sitzen zwar Pädagog\*innen dort, aber sie sind nicht da, um die Jugendlichen zu erziehen. In erster Linie sind sie Bildungsbegleiter\*innen. Die Pädagog\*innen erleben die Jugendlichen mehrere Stunden am Tag und gehen dann wieder nach Hause und am nächsten Tag kommen sie wieder. Dadurch sind sie wie ein unbeschriebenes Blatt Papier und die Alltagsprobleme von zu Hause, wie Zimmer aufräumen, gibt es in Jugendzentren nicht. An sich ist es ein Raum – ich nenne es nicht Schutzraum, da Jugendliche auch fies sein können –, den sie selber mitgestalten können und lernen, dass es sich lohnt, sich einzubringen. Auch wenn man eine Behinderung hat oder die Sprache noch nicht gut spricht, man kann seine Bedarfe anmelden und einbringen. Oft erleben die Jugendlichen, dass diese Bedarfe, auch wenn es Mühe kostet, tatsächlich umgesetzt werden können.

## **5. Welche Rolle sollte Jugendbeteiligung in der Stadtentwicklung spielen? Könnte damit bestimmten Herausforderungen besser begegnet werden?**

Wenn Jugendliche eine Beteiligung mitbekommen und sich gehört fühlen und wirklich gehört werden, wenn sie mitbekommen, dass die Sachen, die sie sagen, eine Relevanz und einen Wert haben und bei Politik und Verwaltung wirklich Maßnahmen getroffen werden, macht das einiges aus. Menschen, die zufriedener sind, sind weniger gewaltbereit. Sie sind weniger bereit, den ganzen Tag rumzumeckern oder ihren Frust irgendwo auszulassen. Das gilt für Erwachsene ebenso wie für Jugendliche.

Jugendliche müssen dabei sein, wenn Beteiligungsstrukturen getroffen oder begonnen werden, nicht nur in der Stadtplanung, sondern überall. Bislang sind Beteiligungsstrukturen oftmals nur für Kinder und nicht für Jugendliche, vor allem nicht für diejenigen mit hohem Jugendhilfeindex. Die Jugendlichen aus bildungsbürgerlichen Kontexten bringen sich oft schon ein und sind eloquent. Es geht aber auch um die, die mehr Unterstützung brauchen. Sonst überlegen wir Erwachsene uns, was sie brauchen und planen eventuell ganz an ihren Bedarfen vorbei.

Ein strukturelles Problem ist, dass es bei Beteiligungsprozessen oft zu einfach gemacht wird. Man bindet beispielsweise die Schüler\*innenvertretung (SV) des nächstgelegenen Gymnasiums ein, um deren Meinung zum Stadtbezirk einzuholen. Die Schüler\*innen fahren aber oft kilometerweit zur Schule und haben kaum Bezug zum dortigen Sozialraum. Die SV zu beteiligen ist aber einfacher, als wirklich zu gucken, wer in diesem Sozialraum ist. Es ist jedoch wichtig, dass man Jugendliche aus dem Sozialraum erwischt und nicht nur die, die am einfachsten greifbar sind, weil sie eh schon sehr eloquent sind und sich gerne beteiligen möchten. Dafür braucht es Partner\*innen vor Ort: das Jugendzentrum, der Offene Treff, die freiwillige Feuerwehr oder der Sportverein. In jedem Viertel gibt es irgendetwas, vielleicht ist es auch der informelle Treffpunkt. Man muss nur wach sein und hingehen, statt zu warten, dass die Jugendlichen von selbst auftauchen.

In Köln-Porz haben wir zur letzten Kommunalwahl eine Veranstaltung organisiert, bei der sieben aufgestellte Politiker\*innen ausschließlich Jugendlichen mit hohem Jugendhilfeindex Rede und Antwort stehen mussten. Die Jugendlichen haben ihre echten Fragen aus ihrer Lebenswelt mitgebracht. Das war großartig. Solche Settings lassen sich mit Jugendzentren gut schaffen.

Wichtig ist auch, dass Beteiligungsprozesse niedrigschwellig gestaltet werden. Man kann keine vierstündige Beiratssitzung in Amtsdeutsch einberufen und erwarten, dass Jugendliche kommen. Man muss zu ihnen gehen, ihre Kultur abholen – mit Musik, die zu ihnen passt, mit kreativen Elementen, vielleicht mit Rapper\*innen. Und dann muss man sie auch tatsächlich fragen, was sie wollen.

Abschließend lässt sich sagen, dass man Spielräume für Jugendliche lassen muss. Das meine ich wörtlich und im übertragenen Sinn. Spielräume bedeutet: Mitentscheiden dürfen, mitmachen dürfen. Aber ich meine damit auch wirklich physische Spielräume: Bewegungs- und Gestaltungsräume. Die dürfen nicht immer nur in städtischen Parkstrukturen oder auf Spielplätzen untergehen. Es wird mehr gebraucht. Gerade diese

kritische Phase der Jugend muss gut unterstützt werden, damit wir Bürgerinnen und Bürger haben, die sich trauen, was zu sagen und mitzugestalten.

Jugendzentren können dabei eine gute Anlaufstelle sein, um das Mitmachen zu lernen, den Radius schrittweise zu vergrößern. Zuerst vielleicht nur die Nachbarn links und rechts, die sich immer beschwerten, dass man zu laut ist. Dann irgendwann lernen sie: Ich kann Einfluss nehmen auf Strukturen in der Stadt und werde gehört. Wenn das gut läuft, werden aus coolen Jugendlichen auch wirklich „gute“ Erwachsene: Menschen, die wissen, wie man sich beteiligt und engagiert.

Deswegen: lasst den Jugendlichen ein bisschen Grün, lasst denen drei alte Bushaltestellen, auch wenn die gar nicht mehr angefahren werden. Kommt drauf klar, dass die mitten im Viertel sitzen. Die sind nämlich genauso Teil dieses Stadtteils wie alle anderen auch.